

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 39.

Montag, 16. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ellen war sehr erregt. Erster Gedanke: sollte man nicht dem Räte der Linie und des Kapitäns folgen — und seine paar Wertfächer in Verwahrung geben? Ach, Unsinn! So berühmt bin ich noch lange nicht, daß so ein Strolch hoffen könnte, bei mir wäre für ihn etwas zu holen.

Auf dem Promenadendeck sah sie den Baron ihr entgegenkommen. Er sah übernächtigt, zerquält, verwittert aus. Im hellen Morgensonnensichte wirkte seine äußere Erscheinung viel fadencheiniger als drinnen im Salon. Dumpfes Mitleid quoll.

Herr von Wilczek wollte mit stummem Gruß an ihr vorüber.

„So fremd, Baron? Kommen Sie mal her, ich bin böse mit Ihnen. Sie wissen, weshalb!“

Wilczek lächelte befangen, trat an ihre Seite. Gemeinsam setzten beide ihren Schlendergang fort.

„Geständnis, Sie Verräter!“

„Warum haben Sie mich nicht schon gestern Abend zur Rede gestellt?“

„Glauben Sie, ich hätte es nötig, mir meine Tänzer zu angeln?“

„Ich konnte mich vom Gegenteil überzeugen.“

„Also warum, bitte?“

„Ich hatte das Gefühl, als ob ich Ihre Gnade verschert hätte.“

Ellen lächelte schelmisch strafend. „Das haben Sie eigentlich auch, Sie schlechter Mensch. Ich hatte Ihnen — nahegelegt — mit ein wenig von sich zu erzählen. Sie haben mich mit ein paar Brocken abgespeist. Dann sind Sie verstummt. Das hieß unzweideutig: Was gehe ich Sie an? Lassen Sie mich in Frieden.“

„So war es natürlich nicht gemeint, meine gnädigste Frau. Sie haben selber Schweres hinter sich — wissen, wie das die Kehle zusammenschnürt. Jede Natur kann ein gewisses Maß von Unglück ertragen. Wird das überschritten — dann legt man Wert auf ein gewisses — Infognito . . . Unglück steckt an. Man möchte sich nicht gern — als Bazillenträger betätigen.“

Ellen fing einen bitter fragenden Seitenblick auf, hielt ihn fest. „Auch nicht — unter Leidensgefährten? Die sind immun.“

„Soweit sind Sie — noch lange nicht! Sie stehen aufrecht — ich bin — zerbrochen.“

„Sie können noch nicht vierzig sein“, sagte Ellen ruhig und bestimmt. „Da darf ein Mann so nicht sprechen.“

„Kommt darauf an, was er hinter sich hat.“ Er raffte sich auf. „Ich will Ihnen erzählen. Kommen Sie zu unsern Stühlen.“

Ellen nickte Einverständnis. Sie waren im Begriff, in die Tür zum Treppenschacht einzubiegen — da trat ihnen Mister Hutchinson entgegen.

„Ah — Frau Winterfeld — wie geht's? Wie ist der Ball bekommen? Ich suche Sie seit einer halben Stunde. Morgen, Baron. Unsere Nachtigall müssen Sie mir überlassen. Hab' ihr was zu erzählen.“

Schon hatte er seine Hand in ihren Arm geschoben, schwenkte sie mit unwiderstehlichem Druck herum.

„Mister Hutchinson!“, zürnte sie. „Sehen Sie denn nicht —“

„— daß Sie mit dem Baron allein sein wollen. Können Sie später haben.“

War's zu glauben? Der Baron zog die Schirmmütze — machte kurz feiert — trat den Rückzug an.

„Sie finden mich sehr unverschämt. Sie haben recht. Ich auch. Ich muß Sie warnen — vor dem da.“

„Vor dem Baron?“

„Auch Freiherrn können vor die Hunde gehen. Von der Sorte gibt's bei uns genug.“

„Mister Hutchinson —!“

Der Amerikaner erzählte, er habe gestern Abend beim Ball eine Aussprache mit dem Baron gehabt. Die habe er selber gesucht — weil der Herr ihm einen nicht ganz einwandfreien Eindruck gemacht.

„Aber wie ist das möglich?“, staunte die Sängerin. „Wilczek — ein Name von bestem Klang in Deutschland.“

„Imponiert mir nicht für einen Cent“, gab Hutchinson zurück. „Ich sehe mir den Mann an. Übrigens war es Ihr eigenes Benehmen, das mich stutzig machte. Sie haben ihn zuerst unverkennbar bevorzugt — dann plötzlich fallen lassen. Da habe ich gedacht: weiblicher Instinkt! — und dadurch erst bin ich auf den Gedanken gekommen, den Baron mit einer Tatsache in Verbindung zu bringen, die ich durch Zufall erfuhr — um deren Geheimhaltung ich Sie bitte. Es ist ein Verbrecher an Bord. Jemand, der einen Raub auf dem Gewissen hat.“

Frau Ellen fühlte einen Stoß gegen ihr Herz. Sie trat an die Reeling, um eine Stütze zu suchen. Starrte sekundenlang auf die fast spiegelglatte Meeresfläche —

„Einen Raub?“, stammelte sie, „was ist denn — geraubt worden?“

„Einzelheiten fehlen mir noch. Es muß sich um erhebliche Werte handeln.“

„Gott im Himmel — und mit so etwas wagen Sie den Baron?“

Hutchinson erklärte, er sei seiner Sache selber keineswegs sicher gewesen, habe dem Herr lediglich ein bißchen näher in die Augen sehen wollen. Sein erster Eindruck sei so ausgezeichnet gewesen, daß er sich ausgelacht habe.

„Wie können Sie trotzdem —“

„Ja, sehen Sie, Frau Winterfeld, nun kam das Verblüffende. Der Baron erzählte mir, es sei ihm drüben in Deutschland schlecht ergangen, er wolle sich bei uns ein neues Leben aufbauen. Ich erbot mich, ihm zu helfen. Gestand ihm schließlich, daß ich auf einer ganz falschen Fährte gewesen — ich wisse durch Zufall — daß einer von unseren Mitpassagieren demnächst verhaftet werden solle.“

Ellen glaubte kaum noch atmen zu können. „Und da?“

„Da ging in diesem Gesicht eine solche unbeschreibliche — Veränderung vor — der Mann klappte buchstäblich zusammen.“

„Mister Hutchinson, Sie fühlten sich verpflichtet, mich vor dem Baron — zu warnen — mir ertliche Zurückhaltung nahezu legen. Ich verstehe die gute Meinung — und danke Ihnen. Ich teile Ihre Auffassung nicht. Daß Herr von Wilczek ein schweres Schicksal mit sich herum-

„Kleppert — hat er mir selber angedeutet. Ein Verbrecher? Ein gemeiner Dieb und Mörder? Nein, Mister Hutchinson — nie und nimmermehr.“

8.

Staatsanwalt Grunelius hatte sich zur strengen Regel gemacht, während der Überfahrt jeden Morgen und jeden Nachmittag eine Stunde im Turnsaal zu üben. Auch heute hatte er sich wader in Schweiß gebracht und suchte nun die Sonne auf, um im Liegestuhl behaglich nachzutranspirieren.

Schon im Treppenhaus schossen ihm seine Damen entgegen — natürlich wie immer in Begleitung des Ministerialrats Mühlmann.

„Papa, Papa — hast du den Anschlag schon gelesen?“

„Nein — was für einen Anschlag?“

Auf dem Treppenabsatz des C-Decks hing das „Schwarze Brett“ für die Akte der Schiffsleitung. Heute war es umlagert. Ein roter Zettel:

„Unsere verehrlichen Jahrgäste werden darauf aufmerksam gemacht, daß ihnen Gelegenheit geboten ist, ihre Wertsachen jeder Art beim Oberzahlmeister in Aufbewahrung zu geben. Die Norddeutsche Paketfahrt-Aktiengesellschaft lehnt jede Haftung für Werte, welche in Gewahrsam der Jahrgäste bleiben, hierdurch wiederholt und ausdrücklich ab.“

„Donnerwetter!“, schnarrte der Staatsanwalt. „Was mag da geschehen sein?“

Mühlmann flüsterte ihm zu: „Sollte der ehrenwerte Zeitgenosse, von dessen Anwesenheit an Bord Sie und ich ja Kenntnis zu besitzen bevorzugt sind, sich auf der Fahrt in seiner segensreichen Wirksamkeit betätigt haben?“

„Uns kann's gleich sein“, sagte Grunelius. „Was wir drei an kleinen Schmutzgegenständen besaßen, ist während des Krieges in die Goldablieferungsstelle gewandert. Seitdem ist ein preussischer Beamter ja nicht mehr in die Lage gekommen, Kostbarkeiten zu erwerben.“

Herr Mühlmann erklärte, sein Geld und seine Papiere lägen längst im Safe der Linie.

„Interessant wäre es doch“, meinte Frau Grunelius, „wenn man herausbekommen könnte, was da eigentlich passiert ist. Denn passiert ist etwas, das ist klar.“

Gleicher Meinung schienen auch die weniger gut informierten Passagiere zu sein. Die Erregung war groß. Am Schalter des Oberzahlmeisters war ein Gedränge von versiegelten und verschnürten Paketen, die ein wohlbehütetes Versteck verlangten.

„Wenn das so weitergeht“, zischte der Oberzahlmeister dem Obersteward zu, der ihm bei der Abfertigung des Massenansturms der schutzbedürftigen Jahrgäste behilflich war, „dann wird unser Safe bald ausverkauft sein. Wie meinen gnädige Frau? Ob was vorgekommen ist? I, kein Gedanke! Es fiel uns nur auf, daß so wenig Herrschaften von unserem Ersuchen, uns ihre Wertsachen anzuvertrauen, Gebrauch gemacht hatten — da wollten wir diese Einrichtung in Erinnerung bringen.“

Frau Grunelius, die diesen Beruhigungsversuch mit angehört, sagte zu ihrem Mann: „Ich finde, du solltest den Kapitän mal stellen. Man müßte doch wissen, woran man ist auf diesem Schiff.“

„Du kannst sicher sein, liebe Hedwig, daß der Kapitän so gut sein Besichtigungspulver bereit hat wie der Oberzahlmeister.“

Erregung flatterte über das ganze Schiff.

Theodor Stephany fand seine Freundin Emerentia O'Donnell auf dem Sportdeck. Auf dem umgitterten Tennisplatz trainierte sie eifrig und solo vor der Presswand.

„Nun, Miß Emerentia, haben Sie Ihre Pretiosen schon in Sicherheit gebracht?“

Die Fräulein lachte ihn aus. „Womit soll ich mich denn schön machen für euch? Wenn mir was abhanden kommen sollte — Daddy wird sich ein Vergnügen daraus machen, mich zu entschädigen.“

Die 2. als Abteil lich u Regie ist für leicht doch Konf der der Gang 10 seiner der re logen die, fallung beschallung i entliche aufger Teil i Wand heu Wa Gef neh

„So einen Daddy haben Sie? In Deutschland könnten Sie den mit der Lupe suchen.“

„Ja, in Deutschland —“, naserümpfte die Braung. „Warum habt ihr auch die Welt-Zivilisation zertrümmern wollen?“

Und so etwas ist ein halbes Jahr in Germany gewesen ...

(Fortsetzung folgt.)

Die Spionin.

Skizze von Brigitte von Arnim.

„Auf das Wohl der schönsten Frau des Jahrhunderts!“ jagte Oberst Vantitoff halblaut. Er stand da — riesenhaft stark und breitschultrig — in seiner fleisamen Uniform und hielt den Sektisch wie einen Marschallsstab umfaßt.

Wanja, die neben diesem Menichenturm noch schlanker als sonst wirkte, strich mit den Händen an ihrem silberschuppigen Abendkleid hinunter — eine wohl berechnete und irgendwie aufreizende Bewegung — und lächelte, daß ihre weißen, gesunden Zähne zwischen den blutrot gefärbten Lippen hervor schimmerten. „Ich finde, daß der ‚eingefleischte Junggeselle‘ im Umgang mit Frauen schon recht bedeutende Fortschritte gemacht hat“, entgegnete sie ebenso leise. Ihre Worte wurden von Musik und Gelächter fast übertönt.

Die elegante Wohnung Andrej Vantitoffs war heute kaum wiederzuerkennen. Alle Lampen brannten, die Tafel wies Reste erlesener Speisen auf, und der Rauch unzähliger Zigaretten wölkte blau und vernebelnd durch die vornehm-behaglichen Räume. Bei Klavier- und Geigenmusik ließen sich die Freunde des Obersten, dessen Gastfreundschaft berühmt war, wohl sein. Soeben intonierte die junge Klavierpielerin einen neuen, etwas schweremütigen spanischen Tango, in den die Geige des hübschen Violinkünstlers schluchzend einfiel.

Wanja legte ihre schmale, ringgeschmückte Hand auf den Uniformärmel ihres Partners. „Tanzen wir!“ sagte sie laut und fröhlich.

Sie tanzten, und Vantitoff sah sie dabei immer nur an. So nah war ihm jetzt ihr Gesicht, so nah das glatte, kurze braune Knabenhaar, zu dem die langen Perlohringe in solch seltsamem Gegenlag standen. Wenn er die Augen schloß, bei Tag und bei Nacht, immer sah er nur noch diese Frau vor sich.

„Ich liebe sie“, dachte der Mann in tiefer Bewunderung. Es war lange her, daß er eine Frau geliebt hatte.

Nähe der Tür, die Salon und Speisezimmer miteinander verband, stand Michael, der junge Maler, eine Zigarette lässig zwischen den schmalen Fingern. Obwohl er sonst ein flotter Tänzer war, schien ihm heute die Rolle des Zuschauers mehr zuzusagen. Jedenfalls befand er sich in glänzender Stimmung. Wanja hatte den jungen, sympathischen und anscheinend recht talentierten Künstler in den Kreis der Gäste Vantitoffs eingeführt.

Während sie mit dem Obersten an Michael vorbeitanzte, trat der Maler ein kurzer Blick aus ihren dunklen Augen, den er aufmerksam erwiderte. Sie strich sich mit einer langsamen Bewegung zweimal wie unbewußt übers Haar. Michael nickte unmerklich. Er drückte die Lider ein wenig zusammen, als sei ihm zu grelles Licht in die Augen gefallen, und räusperte sich kurz. Wanja lächelte verbindlich.

Als das Paar zum zweiten Male an derselben Tür vorbeitanzte, war der junge Maler plötzlich verschwunden. Es fiel aber im allgemeinen Trubel nicht auf, und auch nicht, daß man Michael im weiteren Verlauf des Festes garnicht mehr zu Gesicht bekam. Vielleicht hatte er sich schon öfter unauffällig verabschiedet ...

Vantitoff betrat — ange nach Mitternacht — sein Schlafzimmer. Er war müde, aber sein Gehirn wachte. Das Blut floßte stürmisch in seinen Adern. Wie hat sie mich nur verwandelt! dachte er aufglühend.

Vantitoff tat ein paar Schritte in das dunkle Zimmer hinein und drehte dann die kleine Lampe an, die auf dem Schreibtisch neben seinem Bett ihren Platz hatte. Aber das Lächeln wich jäh aus seinem Gesicht, als das Zimmer nunmehr vom sanften Licht der Lampe erhellt wurde. Ein paar Sekunden stand er stocksteif und starrte mit aufgerissenen Augen auf das halb offen stehende, sonst fest verschlossene Geheimfach. Sein Gesicht entfarbte sich völlig.

Danach stieß der Oberst einen heiseren Laut aus, stürzte auf die Schublade zu und begann mit beiden Händen in den Papieren zu wühlen. Aber nach einer Weile ließ er die Hände wieder sinken. Sie baumelten an seinem Körper herunter, halllos und schwer. Seine Augen bekamen einen starren Ausdruck. Und während er den Diebstahl seiner wichtigen Geheimdokumente zu begreifen suchte, fiel ihm plötzlich etwas ein, das er zuerst für ganz belanglos gehalten hatte: den Blick des Einverständnisses, den Wanja mit dem jungen Michael getauscht hatte ...

Der Oberst wachte zusammen, als es auf einmal an seiner

Flurdr draußen läutete. Er lauschte gespannt. Kam man vielleicht gar jetzt schon, um ihn noch in derselben Nacht mit Schimpf und Schande davonzujagen? Er wartete noch eine Weile, bis es zum zweiten Male klingelte. Nicht eben laut, aber seltsam eindringlich und rufend. Es war keine Täuschung möglich.

Da die Diener schon schlafen gegangen waren, entschloß sich der Oberst endlich, selbst zu öffnen.

Im matten Schein des Lampenlichts, das auf den dunklen Flur hinaus fiel, stand eine schmale Gestalt im schwarzen Abendmantel, den Kopf mit dem glatten, braunen Haar unbedeckt. Es war eine Frau. Wanjia! Als Bantifoff fassungslos einen Schritt zurück trat, schlüpfte sie an ihm vorbei in die Wohnung.

Der Oberst folgte ihr grauengeschüttelt ins Zimmer. Da stand sie, den Revolver, den er während des Öffnens aus der Hand gelegt hatte, in den zitternden Fingern. Ihr Gesicht war ganz weiß, der Mund wie eine blutende Wunde. Sie sah den Mann aus weit offenen Augen an.

„Das also wolltest du tun, das also?“ murmelte sie tonlos. Bantifoff hatte seine Fassung wiedergefunden. Er stand mit vor der Brust verschränkten Armen und blickte düster auf die zitternde Frau.

Dann lachte er kurz und rauh auf. „Natwohl, das wollte ich. Konntest du dir das nicht denken? Du hast übrigens ein Meisterstück mit dem Altenbierstahl ausgeführt. Gestatte, daß ich dich dazu beglückwünsche, auch wenn meine Verwunderung nicht gerade von Herzen kommt!“

Sie ertrug demütig seinen heißenden Spott. „Es war mein Beruf, Andrej. Er ist nicht schlechter als viele. Wenn ich in deinen Augen auch eine Verräterin bin.“

Er schnitt ihr mit knapper Handbewegung das Wort ab. „Es lohnt nicht, darüber zu debattieren. Was ich jetzt wissen möchte, ist nur noch das eine: Weshalb besuchst du mich noch einmal zu dieser ungewöhnlichen Stunde?“

Sie trat einen Schritt näher. „Deshalb“ sagte sie leise und legte etwas, das wie eine Papierrolle aussah und das sie bisher unter ihrem Abendumhang verborgen gehalten hatte, auf den Tisch unter der Kristallkrone.

Bantifoff riß die Papiere an sich. Er durchblätterte sie in fliegender Hast. Es waren die verschwundenen Dokumente. Er wurde blaß, während er die Frau anstarrte.

„Ich verstehe nichts mehr, Wanjia. Willst du mir nicht helfen? Was hat dies alles zu bedeuten?“

Sie sah an ihm vorbei ins Leere. Ihre Augen hatten einen leidenden Ausdruck. „Ich konnte es nicht“, murmelte sie kaum vernehmlich. „Bei dir nicht, Andrej! Komme jetzt was will. Ich mußte dir die von Michael gestohlenen Akten zurück bringen.“

Es blieb nach diesen Worten eine ganze Weile still. Nur eine Uhr tickte eilig und unbefürmert in die Stille, und der Atem der beiden Menschen ging laut und schwer. Dann wandte die Frau sich zum Gehen.

Aber ehe sie noch die Tür erreicht hatte, vertrat der Mann ihr den Weg. Er streckte ihr die Hände entgegen, in die sie ungläubig, zögernd die ihren legte. „Ja, Wanjia?“ „Ja, Andrej!“

Da legte er endlich seinen Arm um sie, zart, fast behutsam. Hier hatte die Liebe gesiegt!

Draußen dämmerte der Morgen

Die Gans von Tiefenbach.

Von Alfred Bod.

„Was man nicht alles erlebt!“ sprach unser Freund, Doktor Siebenlist, und schaute, ein schwaches Lächeln auf den Lippen, ein wenig betreten vor sich hin. Nach längerer Abwesenheit war er zum erstenmal wieder in unserm Kreis erschienen.

„Erzählen Sie!“, drängten wir ihn. Er füllte bedachtam sein Glas, nahm einen Schluck und hob an:

„Reuch gen Straßburg, so findest du den Tisch gedeckt! heißt's in einem alten Lied. Acht Tage war ich im roten Haus dort vorzüglich aufgehoben. Die Heimreise ging durch die bayerische Pfalz. Bei Ebnoblen taten sich die Weingelände auf. Heuer ist ein guter Tropfen gewachsen. Der Bauer, der an der Kelter steht, hört schon das Geld im Kasten klingen.“

In feuchter Laune glitt ich von der breiten Schienenstraße ab und fand mich auf einem friedlichen Sekundärbahnhöfen wieder, das zwei Weindörfer in der Nähe von Neustadt miteinander verbindet. Es war ein gemischter Zug, der Menschen, Schweine und andere Frachtgüter beförderte und an jedem Weiler zehn Minuten hielt.

Station Tiefenbach! Ich letterte aus meinem Kupee und spazierte auf dem schmalen Bahnsteig hin und her. Und siehe da, vor mir steht eine dralle Bauerndirne von fünfzehn oder sechzehn Jahren. Die blonden Haarsträhne hängen ihr wirt über die Stirn, aus dem Mund des hübschen Gesichts leuchten ein Paar tiefschöne Augensterne. Der Augapfel der Kleinen ist ärmlich. In der gestreiften Kattunschürze trägt sie eine blendend weiße junge Gans.

Das Bild mutet mich seltsam an und gemahnt an die Meisterwerke, die der Röstelstift des unvergeßlichen Heinz Heim hingezaubert hat. Die Kleine hat den Blick wie stehend zu mir erhoben, so daß ich sie unwillkürlich frage: „Willst du etwas mein Kind?“

„Ach, kaufen Sie mir doch die Gans ab!“ spricht sie schüchtern. Ich bemerke, daß sie schöne weiße Zähne hat.

„Was soll ich denn mit der Gans?“ lachte ich. „Ich bin auf der Reise, ich kann kein Federvieh mitschleppen.“

„Kaufen Sie mir doch die Gans ab!“ wiederholt sie ihre Bitte. „Wir sind in großer Not. Der Vater ist arg krank und kann nicht auf Arbeit gehen. Gestern haben sie uns ausgepfändelt. Die Gans ist das letzte Stück Vieh, das wir im Haus haben.“

Erschüttert ziehe ich meine Börse und brüde der Kleinen ein Fünfmarkstück in die Hand.

„Wo soll ich Ihnen denn die Gans hintragen?“

„Du kannst sie behalten, liebes Kind.“

„Ach, Sie müssen die Gans nehmen! Das Geld und die Gans zusammen darf ich nicht nach Haus bringen.“

„Ich habe die Gans gekauft und mache sie Dir wieder zum Geschenk!“, beruhigte ich das brave Mädchen.

„Ich darf nicht, ich darf nicht!“ beharrte sie.

Der Schaffner mahnt zum Einsteigen, ich schwinde mich in mein Kupee, die Kleine mit der Gans hinterher. Der Zug kommt ins Rollen. Da wird etwas durchs Fenster geschleudert, hart an meiner Nase vorbei, und ehe ich noch recht zur Besinnung komme, sieht mir wütend mit aufgesperrtem Schnabel die junge Gans gegenüber.

Im ersten Augenblick dachte ich daran, die Rotleine zu ziehen. Da aber von einer „dringenden Gefahr“ nicht die Rede sein konnte, begann ich mich eines Besseren und versuchte, mich in die merkwürdige Sachlage zu finden. Seit meiner Gymnasialzeit habe ich einen heiligen Respekt vor den Gansen. Es war damals Sitte bei uns, an Luthers Geburtstag dem Ordinarius eine „Martinsgans“ zu verehren. In der Untertertia wurde ich ausgerufen, die Gans dem Klassenführer zu überreichen. Die ganze Klasse saßte vor der Wohnung des Professors Posto. Dieser erschien alsbald mit seiner Gemahlin. Da geschah das Entsetzliche, daß das wohlgenährte Tier in dem Augenblick eine unbeschreibliche Bissitenkarte auf meinem Gesicht abgab, als ich den Mund zu einer feierlichen Ansprache öffnen wollte. Solche Momente vergißt man nie, und mein Widerwille gegen die Gänse ist seitdem so tief eingewurzelt bei mir, daß ich sie nur ausnahmsweise auf meiner Tafel dulde.

Der Zug lief in den Bahnhof von Rothstadt ein. Der Schaffner, der Zugführer, der Stationsvorsteher kamen herbei, und ich überlegte, ob ich die Gans in Freiheit setzen oder einem der Bahnbeamten überlassen sollte.

Ein bieder Brauereibesitzer aus dem Städtchen gesellte sich zu uns.

„Ich will Ihnen was sagen, lieber Herr. Wir haben heut Abend Kegellub. Wir wollen die Gans herausschicken.“

„Das ist ein großartiger Vorschlag!“ rief ich. „Entbieten Sie den Herren vom Klub meinen Gruß und nehmen Sie hiermit den kostbaren Preis in Empfang.“

„Nein, lieber Herr, so haben wir's nicht gemeint. Wir können die Gans nur unter der Bedingung annehmen, daß Sie dableiben und heut abend mitgehn.“

Das Städtchen lag zu Füßen einer stattlichen Bergkluppe, die zu lohnendem Aufstieg lockte. Der Brauereibesitzer verriet mir, daß in der Stiftstirche ein wertvolles Altarbild und im nahen Zisterzienserkloster eine Sammlung pfälzlicher Altartümer bewahrt werde. Ich ließ mich überreden, zu bleiben.

Abends traf ich im Kegellub den Doktor, den Tierarzt, meinen Freund den Bierbrauer, und alle Spitzen der Stadt. Ich komme nur selten auf die Regelbahn und bin kein Meister im Kegelschießen. An diesem Abend aber entwickelte ich ein unverkennbares Glück. Ich warf einen Kranz nach dem andern, und als gegen elf Uhr das Preisgericht an der schwarzen Tafel zusammentrat, stellte sich heraus, daß ich die Gans gewonnen hatte.

Ein vielstimmiges Bravo durchbrauste die Regelbahn. Der Adjunkt und Zuderbäder von Rothstadt klopfte mir wohlmeinend auf die Schulter.

„Kennen Sie vielleicht den verstorbenen Schriftsteller Wilhelm Hauff?“

„Gewiß, Herr Adjunkt“, erwiderte ich höflich.

„No, da müssen Sie doch die Geschichte vom Zwerg Nase und der verzauberten Gans gelesen haben?“

„Ich erinnere mich.“

„Es gibt Dinge zwischen Rothstadt und Berlin, von denen sich der Gelehrtenwitz nichts träumen läßt. Geben Sie einmal acht, hinter ihrer Gans steckt etwas. Ich gen' Ihnen den guten Rat, trennen Sie sich nicht von dem Tier!“

„Ich bin jetzt entschlossen, die Gans mitzunehmen, Herr Adjunkt, aber ich hoffe sehr, daß sie sich bei mir zu Hause nicht gerade als Prinzessin entpuppt. Dagegen würde meine Frau, die ein bißchen zur Eifersucht neigt, Empörung erheben.“

Am nächsten Morgen gab mir der gesamte Kegellub an den Bahnhof das Geleit. Für die Gans war ein Korb hergerichtet

worden, so daß ich, ohne von ihr belästigt zu werden, die Reise in meine Heimat antreten konnte.

Mein: Frau war einigermaßen erstaunt, als ich anstatt des erwarteten Geschenks — meine Reiseflasche war bis auf eine Reichsmark zusammengebrochen — mit einer jungen Gans ins Haus fiel. Aber die Freude des Wiedersehens verschonte die Wölfe von ihrer Stirn, und am nächsten Tag prangte das Gänschen wohlgeschmort und gebraten auf unserm Tisch.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns beide den Magen daran verbrachten, und zwar so gründlich, daß wir vierundzwanzig Stunden lang nichts zu genießen vermochten.

Bei mir ist der Magenatarrh seitdem chronisch geworden, denn wenige Tage später erhielt ich in der Straßsacke gegen die unberechnete Magdalena Birkenstock in Tiefenbach eine Vorladung an das Amtsgericht. Ich sollte befehlen, wo die dem Schuhmacher Nikolaus Bender zu Tiefenbach gestohlene Gans verblieben und welchen Gelbbetrag ich der jugendlichen Diebin für das corpus delicti eingehändigt. Bei meiner Vernehmung hatte ich das Gefühl, daß der Amtsrichter Kullmann und der Gerichtsschreiber Reibhart nur mühsam ihre Heiterkeit unterdrückten.

Ich werde das Vergnügen haben, in dieser leidigen Geschichte noch einige Male an das Gericht zu gehen. Das würde an sich nichts zu bedeuten haben. Wenn aber meine bessere Hälfte den Gerichtsdiener abfangt und dahinter kommt, daß sie eine — gestohlene Gans verpeist hat, ist es um meinen ehelichen Frieden geschehen. Vorab habe ich keine ruhige Stunde mehr und schreie wie ein armer Sünder zusammen, so oft die Hausglocke ertönt. Sie liegt mir bleischwer im Magen — die verzauberte Gans von Tiefenbach!

Anekdoten und Bonmots von Hans v. Bülow.

Als einmal ein bekannter Kritiker, auf den Bülow nicht gut zu sprechen war, zur Kur nach Karlsbad reiste und nach einiger Zeit auf Erholt von dort zurückkehrte, bemerkte der witzige Meister des Bonmots: „Leberleidend fuhr er hin, aber leider lebend kehrte er wieder!“

Als in einer „Eugenotten“-Probe der Chor allzu laut und ungeschliffen sang, rief Bülow auf die Bühne hinauf, die Leute möchten doch nicht so schreien, da sie Eugenotten, aber keine Tottentotten seien.

Zu einem jungen Mädchen, das in Begleitung seiner Mutter zu Bülow kam, damit dieser ihre Stimme, von der sie sich sehr viel versprach, begutachte, sagte Bülow, nachdem er eine kleine Gesangsprobe gehört, sie solle in ein Kolonialwarengeschäft gehen, da sie Rosinen im Kopf und Mandeln im Dalse habe.

Bülow machte sich nichts aus Besuchern, am allerwenigsten aus Besuchern von Künstlern und solchen Leuten, die sich dafür hielten. Daher befestigte er an seiner Wohnungstür eine Visitenkarte, auf der zu lesen stand: „Grüß nicht zu sprechen. Nachmittags nicht zu Hause!“ Dadurch hat er übrigens den Besuch des ihm seine Aufmerksamkeit machen wollenden, von ihm sehr geschätzten Geigers Sarasate veräußert, was er mit einem Unterton von Bedauern in einem Briefe an Marie v. Bülow, geb. Schanzer, seine zweite Gattin, berichtet.

Seine Urteile über zeitgenössische oder klassische Kunstwerke waren, im Lob wie im Tadel, immer originell, prägnant und schlagend. 1890 schreibt er: „Offenbachs „Großherzogin“ mit höchstem plaisir geschlürft!“ — 1888 über die „Drei Pintos“ in der Mahlerischen Bearbeitung: „Wo Weberei, wo Mahlerei — einerlei — das ganze ist ein infamer, antiquierter Schmarren. Positiv übel ist mir danach geworden!“ — 1883: „Delibes' „Lakmé“ hat mich sehr enttäuscht. Er hätte beim Ballettkomponieren bleiben sollen, wie Johann Strauß bei Walzern und Polkas. Affektierter, unfrischer Sargon, allerdings nicht geschmacklos, nicht gemein, aber... dagegen ist Bizets „Carmen“ der reinste Mozart!“

In einer Berliner Probe übte Bülow die „Troika“ von Beethoven. Gegen den Schluß des ersten Satzes war er unzufrieden mit dem rhythmisch ungenauen, verbehten Vortrag der Trompeten und rief: „Bitte, meine Herren, nicht die „Blaue Donau“ blasen!“ Ein mit der Partitur im Saale sitzender Dirigent, der diese Bemerkung hörte, hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit Bleistift an die betreffende Stelle zu schreiben: „Nicht blaue Donau“

blasen lassen!“ Bülow, der zufällig diese Eintragung zu Gesicht bekommen hatte, schrieb dem Herrn nachher in die Partitur der „Holländer“-Overtüre, an eine Stelle, bei deren Studium er sehr groß geworden war, die ironischen Worte: „Hier groß werden!“

Während eines Besuches in Weimar im Jahre 1899 war Bülow sehr verstimmt und gereizt. In einer Orchesterprobe fiel er während des Adagios des Beethoven'schen Es-Dur-Konzertes, das er spielte, mit der Mahnung an die Geiger ein: „Mit Sardinien in Ol, meine Herren!“ Worauf Edward Lassen, der dirigierte, trocken bemerkte: „Aber ohne Essig!“

Von einer Komposition von W. S. Bennet (1816–75) sagte Bülow, sie sei so mendelssohnisch, daß man meinen könnte, sie sei von Julius Benedict.

In einem deutschen Hotel in London stieß Bülow ein auf der halbdunklen Treppe mit einem Herrn zusammen, der wütend ausrief: „Esel!“ Worauf Bülow höflich den Hut zog und sich vorstellte: „v. Bülow!“

Felix v. Lepel.

Welt u. Wissen

Einfluß der Luftelektrizität auf gesunde und kranke Menschen. Messungen der atmosphärischen Leitfähigkeit, d. h. des Produktes von der Zahl der Iustionen und deren Beweglichkeit, wurden parallel mit Untersuchungen von wetterempfindlichen Gesunden und Kranken von Dr. Schorer in Bern während einiger Jahre ausgeführt. Wie in der „Medizinischen Welt“ darüber berichtet wird, konnte ein unverkennbarer Zusammenhang festgestellt werden zwischen den Leitfähigkeitsverhältnissen und den Störungen des Wohlbefindens, wie solche in den Alpenländern bei Föhn, in Italien bei Schirokko bei Gewittern, Schneefall usw., den wetterempfindlichen Personen bekannt sind. Maßgebend ist nicht die Größe der Summe von positiver oder negativer Leitfähigkeit, sondern das Verhältnis von der positiven zur negativen Leitfähigkeit. Die Erscheinungen pflegen aufzutreten, wenn dieses Verhältnis kleiner als 1 ist. Durch künstliche Ionisation der Luft gelingt es bei wetterempfindlichen Personen, solche Zustände zu erzeugen. Die Wirkung der Iustionen spielt sich offenbar auf der atmenden Fläche der Lungen ab: Entweder wird die Alveolarwand durch den Einfluß der Elektrizitätsträger der eingeatmeten Luft für die Gasdifffusion weniger durchlässig, oder es spielen sich elektrostatisch-kolloidchemische Vorgänge ab, die den Gasaustausch erschweren. An den Föhntagen werden tatsächlich Änderungen der alveolären Kohlenäurespannung, meistens im Sinne einer beträchtlichen Herabsetzung derselben, sowie auch Andeutungen für Verschiebung der Kohlenäurebindungskurve des Blutes beobachtet. Durch Veränderungen der Ionisationsverhältnisse gelingt es, therapeutisch einzugreifen. Besonders wirksam erwiesen sich besondere Methoden der Erdung.

Ein aussterbender Baum. Die letzte „Heimat“ der Eibe in Deutschland, die im allgemeinen vor dem Aussterben steht, ist das rauhe Müschelskaltgebiet bei Eisenach, das Ringgau und Obereichsfeld. Hier gibt es noch über 10 000 Eiben aller Altersklassen und Wuchsformen, darunter zahlreiche weibliche Exemplare, die im Herbst den Schmutz der roten Beeren tragen. Hier wird die Eibe noch zum Charakteristikum der Landschaft, da Boden, Klima und forstliche Pflanze ihr ein gutes Gedeihen sichern. Dann gibt es den sogenannten Eibenwald bei Paterszell in Oberbayern, wo in einem ausgedehnten Buchenwald noch 2500 alte, zum Teil völlig morsche Eiben auf Kalkstein wachsen. Durch vorsichtiges Ausholzen erhält man den Eiben den Schutz der Buchen, denn ein Kahlschlag würde sie vollständig vernichten. Aber auch der Harz besitzt noch Eiben, und zwar am rechten Bode-Fluß auf der Straße von Treleburg nach Thale. Hier stehen im Kästental noch zahlreiche Eiben, nämlich 600. Auch der „Eibengarten“ in der Bodderröhön trägt 400 über tausend Jahre alte Eiben im Buchenwald. Auch sie werden von der Forstverwaltung langsam gehegt. Im übrigen knüpft hier die mündliche Überlieferung unmittelbar an heidnischen Kult an. Weiter trägt der Veronikaberg in Thüringen etwa 350 Eiben. Von den vielen Eibengärten sind zwei besonders bemerkenswert: eine Eibe mit einem Umfang von 5,30 Meter in Sennersdorf in Schlesien und ein sehr schöner Eibenbaum in Eröcken bei Saalfeld in der Nähe der berühmten Teufelskammer.